

(Nachdruck verboten.)

Marusia.

Von W. G. Korolenko.

„Und wie habt Ihr es mit den Frauen gehalten,“ fragte mein Kamerad.

„Ja, wie meint der Herr das?“

„Habt Ihr Euch nicht gerauft wegen der Weiber?“

„Nein, wie Sie reden! Wie wäre denn das möglich?“ sagte Stepan beleidigt.

„Nun, und im Gefängnis?“

„Im Gefängnis ist keine solche Ordnung; jetzt gingen sie schon mit uns.“

„Hat auch was zu bedeuten, daß sie mit Euch gingen! Und wenn einer kam, der stärker war als Ihr, oder wieder ein Würfelspiel?“

„Nein, Ihr kennt einfach unsere Ordnung nicht. Wir hatten uns schon eine Artelj^{*)} gemacht.“

„Im Gefängnis habt Ihr auch eine Artelj?“

„Im Gefängnis ist auch eine Artelj,“ antwortete Stepan etwas verlegen. „Ohne Artelj geht es überhaupt nicht.“

„Und ohne Gemeinheit auch nicht?“

„Nun also, eine Landstreicher-Artelj ist etwas ganz andres,“ sagte Stepan stolz.

„Und ist es wahr, daß ein Landstreicher, wenn er mit einem andern zusammen wandert, im Nachtlager immer den Kopf unter einen Balken schiebt oder im Zelt direkt unter die Wand.“

„Das ist wahr.“

„Warum denn?“ fragte ich.

„Damit, für den Fall, daß der gute Freund daran denkt, ihn zu töten, er erst den Balken treffen muß. Man ist davon nicht gleich tot, wie bei einem Stoppschlag.“

„Na also, das haben die Herren gehört“, sagte Stepan etwas verlegen, während eine leichte Röte in sein gebräuntes Gesicht stieg, „aber das kommt in einer Artelj nicht vor. Eine Landstreicher-Artelj ist durchaus ehrbar.“

„Natürlich!“

Stepan war beleidigt. Ich fand auch, daß mein Gefährte unrecht hatte. Ueberall, wo eigentümliche Lebensbedingungen Menschen in eine eigne Gesellschaft zusammenführen, oder auch dort, wo nur der Keim zu einer Gesellschaft vorhanden ist, ergeben sich sofort aus ihren gegenseitigen Beziehungen eigne Moralgesetze. Wie paradox es auch klingen mag, vierzig Bösewichter, die sich zusammenthun, werden besser, als dieselben vierzig, wenn jeder allein ist; freilich ist es schwer mit ihnen auszukommen, wenn sie alle daselbe und dazu noch ein schändliches Ziel verfolgen. Aber sogar eine Diebsbande hat ihre Moralgesetze und zeigt oft Tüchtigkeit von rührender oder wirklich großer Selbstaufopferung. Nur in schlechten Theaterstücken rühmen sich Bösewichte ihrer Thaten.

„Gehört haben Sie schon,“ fuhr Stepan fort, „aber Sie haben nicht alles verstanden. Warten Sie, Herr, die Sache jetzt war schwerer zu entscheiden, und es hat sich alles in Ehren abgespielt, hören Sie nur weiter.“

„Wir hören schon.“

„Also da kommen wir an eine Stelle, wo man den Fluß auf Flößen hinunterschwimmen muß.“ Stepan wandte sich jetzt fast ausschließlich an mich. „Und der Strom ist dort wild, reißend. Die Ufer sind steinig, viel Wald ist dort, und dann die Stromschnellen. Wir hatten ein kleines Floß gezimmert und fügten die Reise in Gottes Namen an. So schwammen wir einen Tag und noch einen und einen dritten. Am dritten Tag am Abend landeten wir und zündeten ein Feuer am Ufer an, dann schickten wir die Weiber nach Beeren und Schwämmen und zwei fingen Fische. Da plötzlich sehen wir, es schwimmt uns noch jemand nach. Der Fluß ist ganz gerade an der Stelle, man kann weit hinaussehen, erst sah's wie ein einzelner Balken aus, dann sahen wir, daß es doch ein kleines Floß war. Im Floß sahen zwei Männer, mit

*) Artelj eine Art Genossenschaft, die russische Bauern immer bilden, wenn sie zusammen arbeiten oder leben.

den Rudern arbeiteten sie so, daß das Floß wie ein Pfeil dahinflog. Und gerade bei uns legten sie an.

Guten Tag, Ihr guten Leute!

Guten Tag, antworteten wir, wen schickt Gott?

Wir sind Zweige von Eurem Stamm, antworteten sie, wir gehen Euch schon lange nach, haben Euch kaum erreicht. Auch gut, seid willkommen! Wenn Ihr mit uns wandern wollt, soll es uns recht sein.

Das kann man noch nicht wissen, antworteten sie; seid Ihr alle beisammen?

Nein, nicht alle, zwei Burschen und zwei Weiber sind um Fische und Beeren gegangen.

Nun also, so ist die Sache! Jetzt Ihr Herren antwortet uns ehrlich. Ihr seid zehn und wir sind bloß zwei. Wollt Ihr uns Unrecht thun oder nach Eurem Gewissen handeln? Habt Ihr Greise bei Euch, die ein Schiedsgericht sein können?

Nun und die Greise sagten: „Es soll Euch bei uns kein Unrecht geschehen. Wir sind nicht gewillt, Euch zu beleidigen, sagt was Ihr habt, und wir werden schon Ordnung schaffen; bei uns ist eine ehrliche Artelj, eine wirkliche.“

„Gut, wenn die Weiber kommen, werden wir unsere Sache vorbringen und jetzt erlaubt, daß wir uns ans Feuer setzen.“

Wie unsere Weiber zurückkamen und die Fremden sahen, blieben sie stehen und wagten sich nicht näher. Die eine versteckte sich hinter der andern. Mir wurde das Herz ganz schwer. Ich sah, die Sache stand nicht richtig. Die Greise schauten sie auch an, und unsere ganze Schaar trat zusammen. „Was ist geschehen“, fragte man von allen Seiten.

„Na also“, sagten unsere Gäste, „seid selbst Richter. Ihr Herren; fragt diese Weiber, ob sie uns kennen.“

Wir kamen sie, sagten wir Weiber. Diese Leute sind mit uns zusammen im Schub gegangen und haben uns aus dem Gefängnis herausgeholfen.

Richtig, diese Frauen gehören also uns, und wir sind um sie gekommen. Wollt Ihr sie uns ehrlich wiedergeben?

Da stand ich auf und sagte:

„Ruhig, habt keine solche Eile, Ihr Herren. Erst laßt die Artelj zusammentreten. Wenn die Greise zu Euren Gunsten entscheiden, dann läßt sich nichts machen. Dann nehmt sie hin.“

Da begann man Recht zu sprechen. So und so, sagten sie, liegt die Sache. Wir sind mit ihnen im Schub gegangen, wir haben sie beim Würfelspiel gekauft. Ich hab' mich ihretwegen arretieren lassen, sagt der eine, hab' ihnen dann fortkaufen helfen.

Na, und wir unsrerseits sagen:

Richtig, Ihr Herren, das ist alles wahr! Aber warum habt Ihr ihre Spur verloren? Sie wären ja zu Grunde gegangen, wenn wir uns ihrer nicht angenommen hätten. Ihr seid mit ihnen im Schub gegangen, bei kaiserlichem Brot, alles habt Ihr dort bekommen und wir haben ihnen auf tausende Meilen oft Essen gebracht. Halbe Tage standen wir oft an den Fenstern um ihre Willen. Rechnet Ihr uns das gar nicht an, Ihr Greise?

Die Greise berieten sich unter einander und dann fragten sie: Wollt Ihr alle es auf einen Urteilspruch ankommen lassen?

Ja, das wünschen wir alle.

Wollt Ihr alle vier mit ihnen leben, oder werdet Ihr sie dann verlassen?

Wir versprechen alle, daß wir mit ihnen leben werden.

Gut, also wir haben so gerichtet: Mit Euch sind sie im Schub gegangen und mit Euch andern auf der Wanderung; das ist zwar schwerer, aber dafür haben jene ihnen aus dem Gefängnis geholfen. Und darum denken wir, daß das gleich ist. Die Gerechtigkeit zieht weder nach der einen, noch nach der andern Seite. Fragt jetzt die Weiber selbst.“

„Das war entschieden das Vernünftigste“, meinte mein Gefährte lachend.

„Wie die Frauen bestimmen werden, so soll es sein. Man rief die Weiber. Dascha fing an zu weinen. Wir, sagte sie, sind ganz unschuldig an dieser Sache. Warum habt Ihr unsere Spur verloren? Und dann trat Marusia vor, verneigte sich bis zum Boden vor ihrem alten Freund und sagte:

„Du bist im Gefängnis mein Ehemann gewesen. Du hast mich beim Würfelspiel gekauft, aber das ist egal, ein anderer hätte mich nicht bekommen, eher hätte ich Hand an mein Leben gelegt. Also, das heißt, ich bin gern zu Dir gegangen. Für Deine Liebe, für Deinen Schutz, dafür, daß Du mich aus dem Gefängnis befreit hast, beuge ich mich bis zum Boden vor Dir . . . Und jetzt höre, was ich Dir sagen werde. Jetzt, wo ich nicht mehr im Gefängnis bin, werde ich auch nicht von einer Hand zur andren gehen. Du hast mich vertrunken in der Nacht, wo ich im Weidengestrüpp auf Dich gewartet habe, und würdest mich ein zweites Mal vertrinken. Leb' wohl! Wenn die Greife es anders bestimmt hätten, Ihr würdet mich alle zum letztenmal gesehen haben.“

Na, der blieb stehen und sagte kein Wort. Die beiden sahen es jetzt, ihre Sache stand schlecht. Der eine sagte: Ich werde in mein Dorf zurückkehren, und der zweite sagte: Ich habe nirgends hinzugehen, ein Weg, ein Steg, Landstreicherart. Nur können wir jetzt nicht gut zusammenwandern. Lebt wohl, Ihr Herren! Sie nahmen ihren Kessel und alle ihre Sachen und gingen wieder fort. Sie ruderten ungefähr fünfzehn Berst den Fluß hinauf und zündeten ihr eignes Feuer an. Die Nacht habe ich nicht viel geschlafen, sondern immer nur nach ihrem Feuer gesehen. Wenn der Mensch verzweifelt ist, dachte ich, kann sein Feuer brennen und er geht am Ufer spazieren. Aber es geschah nichts. Am nächsten Tage schwammen wir weiter.“

Er schwieg.

„Und wie seid Ihr zusammen hergekommen?“

„Ach, das ging schon ganz einfach. Ich führte sie durch das ganze Porenster Gouvernement. In Kamischow wurden wir arretiert, wir nannten denselben Namen. Wegen Landstreicherei wurden wir zu Gefängnis verurteilt und weil alles überfüllt war, schickte man uns ins Irkutsker Gebiet. Von da an sind wir zusammen, wie Mann und Frau.“

In der Thür zeigte sich wieder Marusia mit dem Theetopf und der Pfanne in der Hand.

V.

Als wir mit dem Nachtmahl fertig waren, war es noch ganz hell. Der klare lichte Sommerabend brach ganz langsam herein, die Hitze sank ganz allmählich und mit ihr verschwanden die glühenden Farben.

Stepan schlug eine kleine Jagdpartie auf wilde Gänse vor und mein Gefährte griff sofort nach seinem Gewehr.

Ich lehnte ab. Ich bin kein Jäger und dann hoffte ich auch, mit der Hausfrau allein bleiben zu können und sie vielleicht zu einem Gespräch zu bewegen. Aber sie ging sofort in den Garten hinaus und begann die Beete zu begießen und Unkraut zu jäten, um mich kümmerte sie sich überhaupt nicht.

Aus Langeweile ging ich in den Wald. Hier war alles ruhig und still. Zwischen den Stämmen lagen schon die Schatten der Dämmerung, aber oben in den Wipfeln spielten noch Lichtstrahlen. Der Himmel war klar, und in den Zweigen rauschte ein leichter, leiser Abendwind. Ich setzte mich unter einen Lärchenbaum und steckte eine Cigarre an, um mit ihrem Rauch die großen Waldmücken zu vertreiben, die zu Duzenden um meinen Kopf schwirrten. Ganz unmerklich umsing mich jene süße, traumhafte Müdigkeit, die immer das Resultat starker körperlicher Anstrengungen im Freien ist. Und ich schlief ein. Als ich erwachte, hatte ich die Empfindung, eine ganze Stunde verschlafen zu haben, aber es konnten kaum zwanzig Minuten sein; die Cigarre in meiner Hand war ausgegangen, aber die Asche fühlte sich noch ganz warm an.

Mich hatte ein leises Geräusch geweckt. Zwischen den Stämmen zeigte sich Marusias graziose Gestalt. In der Rechten hielt sie einen irdenen Topf, der in ein Tuch eingeschlagen war und ein Stück Brot. Sie mußte irgend jemand das Nachtmahl bringen.

Aber wem? Dieser stille Winkel war also nicht nur von Marusia und Stepan bewohnt, es mußte noch eine dritte Person da sein. Ich konnte es mir auch nicht vorstellen, daß der Gemüsegarten von nur zwei Personen in stand gehalten wurde. Um dieses kleine Reich zu schaffen mitten in der sibirischen Einöde, dazu gehörte mehr als Arbeitskraft, das verlangte Schaffensfreudigkeit; und Stepans stumpfer, verschleierter Blick zeigte deutlich, daß er keine große Rolle in seinem eignen Reich spielte. Liebe zu seinem Besitz lag nicht in seinen Augen. Garten und Haus trugen Marusias Stempel, aber sie allein konnte da nicht genügen. Da mußte noch irgend eine eigensinnige Kraft mit im Spiel sein, kräftige Muskeln.

Marusias Gestalt war längst zwischen den Bäumen verschwunden. Ich setzte meine Cigarre wieder in Brand und schlug dieselbe Richtung ein. Mich interessierte dieser unsichtbare dritte Bewohner der Hütte.

Bald sah ich zwischen den Stämmen eine kleine Waldblöße. Der Grund war schon aufgewühlt und die fetten Schollen mit ihrem starken Erdgeruch breiteten sich vor mir aus. Nur an einigen noch nicht gerodeten Wurzeln saß frisches, grünes Gras, wie kleine Inseln. Ich begann mit den Augen den unsichtbaren Pflüger und Marusia zu suchen, aber ich fand sie im ersten Moment nicht, sie waren näher als ich gedacht hatte.

Hinter einem großen Strauch in meiner unmittelbaren Nähe glommen die Kohlen eines kleinen Feuers, und der Theetopf summt. Marusia wandte mir halb den Rücken zu. In diesem Augenblick schob sie ihr Kopftuch in den Nacken und strich die Haare zurecht. Dann fing sie zu essen an.

Einer meiner Bekannten, der sich einen großen Weiberkennner nennt, sagte mir einmal lachend, man könne die Liebe der Bäuerin daran erkennen, mit wem sie am liebsten zusammen isst. Diese Bemerkung fiel mir unwillkürlich ein, als ich jetzt Marusias ruhiges Gesicht sah. Mit uns hatte sie auch nicht einen Bissen gegessen, sondern sich kühl auf die Rolle der Hausfrau beschränkt und sogar auf die Rolle einer ziemlich unliebenswürdigen Hausfrau. Jetzt teilte sie mit sichtlichem Wohlbehagen mit irgend jemand ihr Mahl. In ihrer Haltung, in allen Bewegungen lag so etwas Intimes, Freies und Behagliches.

Meine Lage als unwillkürlicher und unsichtbarer Zuschauer war mir nicht angenehm. Ich machte einige Schritte auf dem weichen Moosboden und trat dann auf den Rain, an einer Stelle, wo man mich sofort sehen mußte.

Jeder Argwohn in mir verschwand, als ich näher tretend Marusias Gefährten erblickte. (Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Als Schubert das kunstmäßige Gesangslied so gut wie neu schuf, war eines seiner Hauptverdienste das Herstellen einer Begleitung (auf dem Klavier), die den vom Gesang nicht erschöpften Gehalt des Dichtwerks instrumental charakterisiert. Es handelt sich hier bei Schubert fast gar nicht um die Wiedergabe einzelner Punkte des Textes durch einzelne musikalische Wendungen, sondern um das Schaffen einer einheitlichen Grundstimmung, die den vokalen Teil untrennbar ergänzt. In der weiteren Entwicklung des Kunstliedes ist nun bald die vokale, bald die instrumentale Seite stärker betont worden. Das letztere findet sich einigermassen schon bei R. Schumann, in stärkerem Maß bei einigen Modernen wie R. Strauß und H. Pfitzner; dabei ist auch, eben über Schubert hinaus, das enge Nachfolgen des Einzelnen in der Begleitung nach dem Einzelnen im Text beinahe zu einer Mode geworden. Ganz anders tritt uns ein junger Komponist Namens Franz Dannehl entgegen. In seiner Matinee am letzten Sonntag kamen ausschließlich „Lieder und Gesänge“ von ihm zu Gehör — und seine Texte in einer hochmodernen vornehmen Ausstattung zu Gesicht. Alle seine Kompositionen haben ihr Schwergewicht im gesanglichen Teil; die Begleitung ist meistens so primitiv, zum Teil selbst so simpel, daß man sich je nachdem durch zahlreiche Nummern durchhören muß, um nicht geradezu abgestoßen zu werden. Von den vier Gruppen, in die das ganze Programm verfiel, entfielen die zwei äußeren fast nur Stücke, denen man kaum mehr als etwas melodioses Wohlklingendes, Volksliedmäßiges und jedenfalls eine im ganzen gute Deklamation und Phrasierung nachsagen kann, die aber so sehr von Belamtem, von trivial Altem, von hausbadener Lieblichkeit und zum Teil auch von rhythmischer Steifheit strotzen, daß man sich eher in eine Privatunterhaltung als in ein vornehmes Konzert versetzt glaubt. Einen bedeutend günstigeren Eindruck machten mehrere in die Mitte gestellte Kompositionen. Ganz besonders haben den Komponisten einige zitternd sehnüchliche Gedichte von Marie Wadefeine zu entsprechend sehsinnigen Vertonungen angeregt. Hier — und in einem ähnlichen Gedicht von Regine Ziegler — wächst das, was vorher und nachher zu wenig war, zum Rang eines einfachen, schlichten Mittels mit tieferer Wirkung empor. Hier herrscht echter Empfindungsausdruck, den man in dem Lied „Autren“ geradezu meisterhaft nennen darf; auch die sonst so magere harmonische Ausstattung wird hier stellenweise etwas reicher. Das störende Eintönige, die Dürftigkeit im spezifisch Musikalischen ist freilich auch hier zu merken. Der Natur des Komponisten kommt wohl am meisten entgegen die Dichtung von Karl Stieler: „Eliland. Ein Sang vom Ehiemsee“. Dieses Beispiel aus einer vergangenen, durch Schöffel am bekanntesten gewordenen Dichtungsweise bringt namentlich das Primitiv, Diskrete von Dannehls Begleitungsmache zu besserer Geltung. Schon in der kurzen ersten Einleitung erscheint diese als interessant; ebenso in der Einleitung zur letzten Nummer

Kleines Feuilleton.

des Chylus; besonders fein sind die Begleitungen zu den Liedern „Frauenwörth“ und „Ergebung“. Die Harmonik ist auch hier (vielleicht Nr. 8 ausgenommen) ziemlich dürftig. Alles aber klingt gut, freilich mit dem Charakter des Süßlichen und Weltlichen. Zu tiefer Jüngem (wie dem Lied „Heimliche Grüße“) reicht Damehls Kompositionskunst freilich nicht aus. Vorzüglich ist auch hier fast immer die Deklamation, mit Unterscheidung des mehr Epischen (z. B. in dem ersten Stück „Nodung“) und des mehr Lyrischen, sowie mit teilweiser Herausarbeitung des Psychologischen („Und auf den Augen blau Der jungen stürmischen Dränger Lag seliger, herber Tau“). Natürlich sind die Lieder so gut wie alle „durchkomponiert“, doch mit etlichen wirkungsvollen Gleichungen zwischen Zeilen des Textes. Der Weisfall, im übrigen recht matt und einigermaßen erzwungen, brach nach Beendigung des „Eiland“ ungewungen los und ließ den Komponisten zweimal erscheinen. An dem Erfolg hatten freilich auch die zwei Sänger und zwei Sängerinnen einen starken Anteil; besonders traten die süßige Stimmfülle Herrn A. Heinemanns und die den Madeleine-Liedern würdig entsprechende Ausdruckskraft Fräulein B. Schottis erfreulich hervor.

Ebenfalls gut vokalisch, doch weit moderner und hinwieder beträchtlich weniger klangwirksam sind die Lieder von M. Ratowski, einem bereits gut angehenden jugendlichen Geiger. Mehr läßt sich außerdem von ihnen freilich nicht sagen, als daß sie zum Teil einen warmen Ausdruck zeigen, im allgemeinen mehr charakteristisch als melodios fein wollen und wie manche andre moderne Kompositionen in der Harmonienfortschreitung die unvermittelten Uebergänge bevorzugen. Am besten war wohl die Vertonung des Liedes „Und hab' so große Sehnsucht doch“ von Anna Ritter, anscheinend der Lieblingsdichterin Ratowskis. Der Komponist trat in seinem Kompositionskonzert auch als Geiger auf. Einen Lalo, den ich versäumte, soll er mit einer gewissen Genialität gespielt haben. Was ich hörte, war, außer einer Zugabe (ich glaube von Grieg), die Transkription des „Karfreitagszaubers“ aus Wagners „Parsifal“ durch Wilhelmj. Das Widerliche einer solchen Perversion störte mir den Eindruck der Kunst des Geigers so sehr, daß ich seinem anscheinend gut innerlichen Spiel wohl nicht genügend gerecht werden konnte. Von den zwei Sängerinnen des Abends fand die Sopranistin Käthe Ravoth bei dem zahlreichen Publikum großen Beifall. Mag sie andern gefallen; mir waren diese meist schneidenden, oft zitterigen Töne kaum erträglich, zumal in der Mittellage, während die Höhe besser klang. Temperament im Vortrag besitzt sie jedenfalls. Die mitwirkende Altistin Jenny Alexander, die doch wohl zu den wirklichen Altstimmen zu zählen ist, machte mir einen besseren Eindruck; bei ihr sind hinwieder die höheren Töne nicht recht fest.

Was wir bei Damehl von süßem, nicht eben spezifisch modernem Wohlklang gesagt, führt uns hinüber zu dem „sinfonischen Prolog für großes Orchester“, bestellt „Niccio“, von Adolf Sandberger. Der Komponist ist in München wohlbekannt durch mehrere Lieder und eine Opernkomposition „Ludwig der Springer“, aber auch durch seine Musikschristellerei, die teils auf Interpretation von Modernem, teils auf Erforschung von Historischem, zumal von Orlando di Lasso, gerichtet ist. Als Musikgelehrter verwaltete er lange die Musikabteilung der dortigen Staatsbibliothek und ist jetzt Professor an der Universität, ich weiß nicht ob der „Musikgeschichte“ oder der „Musikwissenschaft“, doch seinem Interesse gemäß jedenfalls mit Bevorzugung des Historischen. Ich möchte nicht vorschnell von „Professorenmusik“ sprechen, kann aber im „Niccio“ jedenfalls nicht viel Zwerliches und keine große musikalische Phantasie finden. Die als „Programm“ wiedergegebenen Verse von Max Haushofer tragen auch nicht dazu bei, das Bild, das durch die Musik von der tragischen Freundschaftsgeschichte zwischen Maria Stuart und ihrem Sänger-Sekretär gegeben werden soll, zu klären. An Effekt und Geistreichtum, zumal in der Instrumentierung, fehlt es nicht; auf moderne Rhythmus- und Harmonienwechsel ist verzichtet; die Motive sind auch nicht neuen Geistes; der Wohlklang aber, der aus dem Ganzen spricht, muß gegenüber so manchen harten Leistungen von heute entschieden anerkannt werden. Der Beifall war recht mäßig. Alles in allem die richtige Komposition für das Dirigieren Weingartners, in dessen 4. Sinfonie-Konzert (öffentliche Hauptprobe) wir den „Niccio“ hörten. Zu dem über diesen Dirigenten bereits oft Gesagten möchten wir diesmal hinzufügen, daß er die gewaltige C-dur-Sinfonie Schuberts doch etwas gar platt-gemüthlich dirigierte. Der stets gleiche Paradeschritt oder noch besser Steckschritt seines Dirigierens war hier besonders im Scherzo und Finale zu merken; zuletzt kam dieser Mangel an Agogik (Tempobewegung) und die Sparsamkeit in der Dynamik (Stärkebewegung) trotz manches gewaltigen Loslegens fast unerträglich werden. Im selben Konzert kam als halbe Novität das Violinkonzert des unvermeidlichen Tschaikowsky; jedenfalls eine insofern verdienstvolle Komposition, als sie keine Virtuositätsparade begünstigt, sondern echt musikalisch gehalten ist, allerdings mehr wohlgefällig und reich melodios als ins Tiefere gehend. Professor Hall spielte das Stück mit seiner wohlbekannten Meisterei, zumal durchaus klar und weich auch in den hier so häufigen höchsten Tönen.

Unter den übrigen musikalischen Ereignissen der Woche sei einem mir ungenannten Bericht gemäß verzeichnet, daß in einem der „Populären Philharmonischen“ die erstmals aufgeführte „Ukrainenuverture“ von L. Großmann viel Beifall erhielt. — sz.

— **Echten Weichsel** meint der Laie leicht vom weichen unter-scheiden zu können und zwar durch den Geruch. Man glaubt stets echten Weichsel vor sich zu haben, falls man den bekannten lieblichen Weichselgeruch wahrnimmt. Liebhaber von dergleichen Stöcken und Rauchrequisiten schwören dann, sobald dem Fabrikant der nötige Geruch entströmt, auf die „Echtheit“ des Weichsels. Sie wissen und glauben es durchaus nicht, daß sie sich in sehr vielen Fällen in recht großem Irrtum befinden und daß das zu dem so sehr geschätzten „echten“ Objekt dienende Material trotz allem Wohlgeruch von dem Holz unsrer Sauerkirch- oder Weichselkirch-Bäume stammt. Aber nicht allein Stöcke, Pfeifenrohre und Cigarrenspitzen werden aus diesem Holz hergestellt, sondern noch ein gut Teil Lugsgegenstände, welche alle mit dem Präfixat „echt Weichsel“ belegt werden; z. B. Tabakdosen, Knöpfe, Federhalter, Fächer, Leuchter, Kästchen, kleine Zierstückchen usw. Der liebliche Geruch des echten Weichselholzes rührt von einem Gehalt desselben an Cumarin. Es ist dieses derselbe Nieschstoff, welcher sich im Baldmeister und in den Tonkabohnen findet. Um ein ganz gewöhnliches Kirschholz als Weichsel zu imitieren, imprägniert man dasselbe mit Tonkabohnen-Essenz oder einer ähnlichen riechenden Flüssigkeit. Der echte Weichsel stammt, wie der „Prakt. Wegw.“ schreibt, vom Mahaleb-Kirschbaum, welcher vorwiegend in der Türkei vorkommt. In der Umgebung von Baden bei Wien wird der Weichsel, wie er für die Industrie in Betracht kommt, in Wamtschulen aus Samen kultiviert. Die kleinen Stämmchen werden fleißig nachgesehen und dort, wo sich Zweignospen bilden wollen, sorgfältig mit Luch- oder Leinwandstreifen bevidelt. Stämmchen, welche nicht gerade wachsen wollen, bindet man in ein aus zwei Längshälften bestehendes Rohr. Die dreijährigen Weichselstämmchen sind am brauchbarsten. Jüngere sind zu schwach und die älteren haben eine weniger glatte Rinde. Die zweijährigen Stämmchen haben eine graubraune Rinde, meist schwach glänzende oder matte, mehr mit Längs- als mit Querrissen versehene Außenrinde. Die Schnittwunden, welche durch das Entfernen der Seitentriebe entstanden sind, haben sich noch zu wenig vernarbt. Die Stämmchen, welche älter als drei Jahre sind, zeigen eine torlige Beschaffenheit und ein wenig schönes Aussehen. Der echte Weichsel ist weniger am Geruch zu erkennen, als am Aussehen. Seine Schale ist von feuriger, kastanienbrauner Färbung, glänzend und glatt; dabei ist sie leicht gesprenkelt. Liebhaber von echten Weichsel-Pfeifenrohren, Cigarrenspitzen und Stöcken u. wollen sich diese Merkmale beim Kauf zur Richtschnur nehmen, denn gerade der beste türkische Weichsel riecht weniger stark, wie der echte Badener Weichsel und beide wieder riechen viel schwächer als das mit Tonkabohnen-Essenz zu Weichsel imitierte Kirschbaumholz. —

— **Die katholische Presse in Deutschland.** In ganz Deutschland erscheinen nach dem Handbuch der katholischen Presse 417 katholische politische Zeitungen, resp. kirchlich-politische Wochenblätter. Bei 232 derselben ist die Abonnentenzahl angegeben, welche zusammen 1 437 789 beträgt. Auf die einzelnen Staaten verteilen sich die Blätter in folgender Weise:

Preußen 267, davon 139 mit 676 330 Abonnenten und zwar:			
auf Rheinland . . .	138	73	388 590
„ Westfalen . . .	73	41	184 555
„ Schlessen . . .	19	11	52 000
„ Hannover . . .	15	5	11 800
„ Westpreußen . . .	1	1	3 260
„ Ostpreußen . . .	3	3	6 225
„ Sachsen . . .	3	—	—
„ Berlin . . .	4	—	—
„ Sessen-Rassau . . .	11	5	29 900
also auf Preußen . . .	267	davon 139 mit 676 330	
auf Bayern . . .	86	50	197 165
„ Württemberg . . .	16	14	420 010
„ Baden . . .	23	15	59 984
„ Elsaß-Lothringen . . .	10	6	59 900
„ Großherzog. Hessen . . .	7	6	18 200
„ Oldenburg . . .	2	2	6 200
„ Braunschweig . . .	1	—	—
Summe 417, davon 232 mit 1 437 789			

An illustrierten Zeitschriften, religiösen Blättern, Sonntagsblättern und Blättern zur Förderung des Missionswesens werden in Deutschland herausgegeben 92; davon sind 52 angegeben mit einer Gesamt-Abonnentenzahl von 1 008 680. Für die katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen erscheinen 11 Zeitungen und Wochenblätter, 7 derselben zählen 72 100 Leser. Bauernblätter, 8 an der Zahl, haben 92 780 Abonnenten. Die Kaufleute haben ein Organ mit 10 900 Abonnenten. Auf sozialem und charitativem Gebiete sind sechs periodisch erscheinende Preßerzeugnisse zu verzeichnen, wovon 187 500 Abonnenten in dem Handbuch figurieren, darunter ist einbezogen die Vereinschrift des katholischen Volksvereins, welche in einer Auflage von 180 000 erscheint. Unter den wissenschaftlichen Zeitschriften der katholischen Presse sind am zahlreichsten die pädagogischen, welche in einer Anzahl von 84 erscheinen; 18 derselben haben eine Gesamtzahl von 25 440 Abonnenten. Andre wissenschaftliche Zeitschriften und Jahrbücher katholischer Richtung giebt es in Deutschland 10; darunter haben 6 eine Abonnentenzahl von 4 750. Das Gebiet der Kunst und der kirchlichen Musik ist vertreten durch 15 Zeitschriften;

Bei 5 derselben ist die Zahl der Abonnenten angegeben, nämlich eine Gesamtzahl von 6300. Literaturblätter, die teils nur der Kritik, teils der Reklame dienen — letztere sind gratis —, erscheinen 13, von denen 8 eine Abnehmerzahl von 65 630 zu verzeichnen haben. Auch für das Lesebedürfnis der katholischen Kinder ist gesorgt, 18 solcher Blätter erscheinen, 11 derselben gelangen in einer Anzahl von 231 500 in die Hände der deutschen katholischen Kinder. Die Organe der beiden großen Verbände der katholischen Studenten haben 6300 Abonnenten. Außerdem haben 10 katholische Vereine eigene Organe, 7 derselben erscheinen in einer Gesamtzahl von 65 635 Exemplaren. — Katholische Kalender erscheinen nicht weniger als 114 in Deutschland; 33 derselben werden in einer Anzahl von 888 400 Stück vertrieben. —

Vollstunde.

— Die Martelage. Der auf Aberglauben beruhenden Heilverfahren giebt es bestmüßlich zahllose und es finden sich darunter die allersehrsamsten Dinge; kaum aber dürfte es ein seltsameres geben als die Martelage (Hämmerung, von marteau, Hammer), die in einigen Gegenden Frankreichs ausgeübt wird. Der Anthropologe und Folklorist Max Bartels berichtet darüber nach den Beobachtungen Gaston Vuilliers, der vor etwa anderthalb Jahren der Martelage in einer Schmiede des Departements Corrèze beivohnte, folgendes: Der alte Schmied, der in der ganzen Gegend den Ruf einer „Meze“ (Zauberdoctors) genoss, forderte Vuilliers auf, ihn abends zu besuchen. Es war spät; das ganze Dorf schlief schon. Als der Gast die Schmiede betrat, wurde die Thür hinter ihm sorgfältig geschlossen. Ein alter Mann stand am Blasebalge und setzte ihn bestig in Bewegung, so daß die Funken aus dem Feuer stoben; am Ambos stand der Schmied hochauferichtet, mit aufgekempten Hemdärmeln, gerötetem Gesicht und leuchtenden Augen. Einige Frauen, den Kopf mit großen, lang herabhängenden Tüchern bedeckt, waren um einen elenden Knaben beschäftigt, der an schwerer Malaria litt und unter dem augenblicklichen Anfälle fast das Bewußtsein verloren hatte. Der Knabe wurde vollständig entkleidet und auf den Ambos gelegt. Die Mutter hielt den einen Arm, eine andre Frau die beiden Füße; der Schmied schob nun die linke Hand unter den Nacken des Kranken und führte mit einem schweren Hammer einen kräftigen Schlag auf den Ambos. Der Kranke, dessen ganzer Körper davon erbebte, öffnete verdutzt die Augen, schloß sie aber wieder, als der Schmied den Hammer noch zweimal wuchtig auf den Ambos fallen ließ. Der Blasebalg vollführte dabei einen Höllenlärm und die Funken sprühten nur so von der Esse. Der dritte Schlag, der so dicht an dem Kranken herniederging, daß er diesen beinahe streifte, war besonders heftig; augenblicklich schwieg das Getöse des Blasebalgs; die Martelage war beendet. Der Knabe wurde wieder angekleidet und alles ging schweigend nach Hause. Vuilliers erfuhr noch, daß es sich hier um einen uralten Brauch handelte, daß schon Vater und Großvater des Schmieds als große „Mezen“ in der Gegend berühmt waren und daß die Martelage in drei aufeinanderfolgenden Reumondnächten vorgenommen werden muß. Sie wirkt gegen die verschiedensten Krankheiten. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

ss. Ein neuer Zweig der Acetylen-Industrie, dessen sich wohl auch die an erster Stelle stehende chemische Industrie Deutschlands bald bemächtigen dürfte, wird jetzt von Frankreich aus gemeldet. Das Verfahren, das im „Journal de Chimie industrielle“ beschrieben wird, ist eine Erfindung des Bergbau-Ingenieurs Hubou und bietet einen besonderen Vorteil dadurch, daß gleichsam als Nebenprodukt ein Gemischer Stoff fast kostenlos gewonnen wird, der bisher teuer bezahlt werden mußte, nämlich der Wasserstoff. Für dieses Gas ist besonders wegen der unaufhaltbaren Fortschritte der Luftschiffahrt, die es zur Füllung der Ballons braucht, ein stetig steigender Bedarf vorhanden, und trotzdem ist der Wasserstoff noch immer nicht erheblich im Preis zurückgegangen. Am vorteilhaftesten ist noch das in Deutschland neuerdings übliche Verfahren, den Wasserstoff direkt aus dem Wasser durch dessen Zersetzung mittels des elektrischen Stroms zu gewinnen. Nach dem allbekanntem Herstellungsverfahren aber stellt sich der Preis für das Kubikmeter Wasserstoff noch immer auf 42 Pf. Der Ingenieur Hubou hat nun ein ganz neues Verfahren durch Verknüpfung des Acetylens gefunden, aus dem er gleichzeitig ein sehr wertvolles Acetylenruß und den Wasserstoff darstellt. Wenn Acetylen auf 2 bis 3 Atmosphären zusammengepreßt und durch einen glühenden Draht entzündet wird, so zersetzt es sich unter einer Explosion in Wasserstoff und Kohlenstoff. Die Explosion bietet keinerlei Gefahr, wenn man sich eines genügend festen Gefäßes bedient. Der Apparat von Hubou enthält außer diesem Gefäß einen damit in Verbindung stehenden Behälter, der den entwickelten Wasserstoff aufzunehmen hat. Eine Kompressionspumpe setzt das Acetylen innerhalb eines Stahlblocks unter einen Druck von fünf Atmosphären, worauf ein im Innern dieses Stahlgefäßes befindlicher Draht durch den elektrischen Strom zum Glühen gebracht wird. Bei der erfolgenden Zersetzung entweicht der im Acetylen enthaltene Wasserstoff unter einem Druck von 25 Atmosphären, und gleichzeitig schlägt sich der Kohlenstoff in den als Acetylenruß bezeichneten äußerst feinen Teilchen auf den Boden und an den Wänden nieder. Der entwickelte Wasserstoff wird dann durch einen Hahn in seinen Behälter abgelassen. Die Erzeugungskosten des Wasserstoffs sind dabei fast

gleich Null. Ein Kilogramm Acetylen, das einen Fabrikpreis von 80 Pf. hat, giebt über ein Kubikmeter Wasserstoff und 925 Gramm Ruß. Diese 925 Gramm Acetylenruß haben für sich allein einen höheren Verkaufswert, als das zu ihrer Herstellung nötige Gas, so daß, wie gesagt, der Wasserstoff ganz nebenbei abfällt. —

Technisches.

— Eigentümliche Beobachtungen an Acetylenbrennern. In der „Technischen Rundschau“ lesen wir: G. L. Bourgerel, der technische Direktor der Volta-Gesellschaft in Genf, hat ein eigenartliches Verhalten des Acetylens in Preßluft- und Sauerstoffgebläse beobachtet, welches vielleicht zu weiterer Ausnützung des Acetylens führen kann. Um für gewisse Zwecke eine sehr hohe Temperatur zu erzeugen, ohne zum elektrischen Lichtbogen greifen zu müssen, benutzte Bourgerel einen gewöhnlichen Gasgebläsebrenner, bestehend aus zwei konzentrischen Röhren, aus dessen innerem Rohr die Preßluft ausströmt, während der Raum des weiteren, äußeren Rohrs für die Zuführung des Gases bestimmt ist. Indem er diesen Brenner mit Acetylen speiste, erzielte er bei richtiger Regulierung eine nichtleuchtende Flamme von hoher Temperatur, welche sowohl Nickel wie Gold leicht zum Schmelzen brachte. Um aber noch höhere Temperaturen zu erzielen, mischte er die Preßluft mit reinem Sauerstoff aus dem Handel erhältlichen Stahlflaschen und vergrößerte dadurch die Temperatur so sehr, daß er Platin schmelzen konnte. Bei einem Versuche aber, ohne Verwendung von Luft nur reinen Sauerstoff und Acetylen in dem Gebläsebrenner zu brennen, erhielt er ganz eigenartige Ergebnisse. Die Mischung von Acetylen und Sauerstoff erfolgte offenbar weit weniger schnell als vorher, denn das Acetylen brannte mit sehr intensiv leuchtender Flamme, welche jedoch auch eine sehr hohe Temperatur hatte, so daß Calciumkarbidstücke, welche hineingebracht wurden, sehr bald weißglühend wurden, und ähnlich wie verbrennendes Eisen Funken sprühten. Das merkwürdigste war aber die Abscheidung eines festen Körpers auf dem Brennerwand und zwar an der Mündung des inneren Rohrs, welcher in der Form eines hohlen Conus mit weiterer Definnung schnell wuchs und besonders an seinem Wurzelende so hart war, daß man Glas damit ritzen konnte, trotzdem er offenbar aus nichts anderem als Kohle bestand, eine Erscheinung, die vielleicht für die Herstellung künstlicher Diamanten den Weg weist. —

Humoristisches.

— Eine Schwärmerin. Buchhalterin: „Das ist nun schon der dritte Briefbogen, den Sie zerreißen!“

Korrespondentin: (verzweifelt): „Ja, ich weiß nicht, ich kann heute schreiben, was ich will, es wird immer ein Liebesbrief!“ —

— Taxierung. Zwei Bauern, die seit Jahren einen erbitterten Rechtsstreit mit einander führen, begegnen sich in der Straße, in welcher ihre beiderseitigen Rechtsanwälte wohnen, der eine eitte Gans auf dem Arm, der andre ein Schwein an der Leine. „Dummerwetter,“ murzelt der mit der Gans schadenfroh, „e ganz Schweinke bringt er zu dem Rechtsverdreher, da muß 's schlecht stehn um sei' Sach!“ —

— Fachmännisch. „Na, was sagen Sie zu dieser hübschen Serpentinlängerin?“

„Prachtvoller Beleuchtungskörper!“ —

(Reggend. hum. W.)

Notizen.

— In Genf erscheint seit kurzen eine neue Halbmonatschrift „Revue helvétique“, die die Eigenart der Litteratur der romanischen Schweiz wahren will. —

t. Die Herausgabe der Werke von Karl Friedrich Gauß nimmt jetzt nach einer längeren Unterbrechung wieder ihren Fortgang. Der soeben erschienene 8. Band enthält eine Sammlung bisher unveröffentlichter Schriften über Arithmetik, Algebra, Analysis, Wahrscheinlichkeitsrechnung und Geometrie. Der noch nicht erschienene 7. Band wird die berühmte Theoria Motus (die Theorie der Bewegung) und eine Sammlung der Abhandlungen über astronomische Störungen enthalten, der 9. Band geodätische und physikalische Untersuchungen, der 10. Band endlich die Lebensbeschreibung und Auszüge aus dem Briefwechsel. —

— Hoffmannsthal's „Der Thor und der Tod“ bildet die nächste Novität des deutschen Volkstheaters zu Wien. —

— Robert Hamerlings Epos „Hänsler in Rom“ ist von Horst dramatisiert worden. Das Drama wird im Hamburger Stadttheater seine Erstaufführung erleben. —

— „Tragödie der Seele“, ein Drama Roberto Praccos, wird im Wiener Volkstheater im Januar 1904 zum erstenmal in deutscher Sprache in Scene gehen. —

— Der Mannheimer Bürgerauschuß hat für den Bühnenumbau des Hoftheaters 465 867 M. bewilligt. —

— P. H. Scharwenkas Fandichtung „Sakuntala“, nach einem Text von Karl Wittkowsky, hat bei der Erstaufführung in Würzburg einen großen Erfolg erzielt. —